

Zeitschrift:	Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band:	22 (1932)
Heft:	14
Artikel:	Die Geschichte vom Deckerli
Autor:	Kollbrunner, Oskar
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-637930

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

freundlichen Art, die Kleinen und Unscheinbaren nach ihren inneren Werten einzuschätzen und zu lieben. Es mag hier folgen.



† Oskar Kollbrunner.

Die Geschichte vom Deckerli.

Von Oskar Kollbrunner.

Weil er von Beruf ein Dachdecker und der Postur nach recht kurz und stumpig geraten war, nannte man ihn kurzweg: Das Deckerli.

War ich als Junge nicht recht zum Arbeiten aufgelegt, dann sagte meine Mutter nur ganz lakonisch: „Wenn du dich nicht zum Schaffen bequemen willst, so ergeht es dir halt ganz einfach wie dem Deckerli.“ Das wirkte Wunder, denn ich wußte nur zu gut, was damit gemeint war. Das Deckerli hatte man nämlich wiederholt mit dem Landjäger nach einer benachbarten Zwangsarbeitsanstalt verbracht. Da machte nun in Schrullenhausen ein Gerücht die Runde, daß, so oft sich das Deckerli geweigert hätte, diese oder jene Arbeit anzufassen, man ihn vermittelst der Wasserprozedur gefügig gemacht hätte. Da sei er pudelsaft und bis an den Kopf in einen Wasserbehälter gestellt worden, der unablässig durch neue Wasserzufluhr gespeist worden wäre. Habe das Deckerli es nicht vorgezogen, daß ihm das versäuerliche Nass bis über die Ohren steige, so hätte er ohne Anhalten mit den Füßen auf zwei Pedalen trampen müssen, um den Pegelstand des Wassers auf Kinnhöhe zu halten.

Was an diesem Gerücht wahr ist, habe ich nicht auszuforschhaften vermögen. Auf jeden Fall bemitleidete ich das gute Deckerli darüber und mehr noch über dem Geißopp, das er jeweils über sich ergehen lassen mußte, wenn er von der Anstalt wieder nach Schrullenhausen zurückkehren durfte.

Ich habe nie so recht begriffen, warum man überhaupt das Deckerli zum zwangsweisen Arbeiten abspedierte. Das gute Mannli hat doch immer an etwas herumgebastelt, immer etwas zu Nutz und Frommen der Bürger oder seiner selbst getan. Da war er fürs erste Nachtwächter und fürs zweite Flurhüter. Dann lag er gelegentlich dem Besenbinden ob, verpflegte das Dorf mit Wacholder, zwecks Reinigung stichiger Mostfässer, lief mit dem Rabishobel umher und machte jeder Hausfrau ein Ständeli Sauerkraut zu rechtl. Im Sommer hantierte er bei den Bauern auf dem Feld, stieg, wenn er gerufen wurde, mit der Unbesorgtheit eines Trapezkünstlers auf ein Dach, um notwendige Ausbesserungen vorzunehmen und war im Winter im Gemeindewald beim Holzfällen und Büschelmachen anzutreffen.

Allerdings — und das muß dem Jäbz immer den Boden ausgeschlagen haben — gab es Perioden, in denen dem Deckerli der Schnapsteufel im Genieß saß und er wie unser Mauser Nepomuk drei, vier Wochen nicht mehr aus dem Dusel herausklam.

Da er es in diesem Zustand unterließ, die Straßenlampen zu bedienen und anderweitigen Verpflichtungen nachzukommen, schob ihn ein korrektler Vorsteher zuweilen kurzerhand nach der Zwangsarbeitsanstalt und einmal auch nach einer Trinkerheilanstalt ab. Aber das hat ihn nicht gebessert. Es hat ihn nur in Wut gegen die Ortsbehörde und insonderheit gegen den Vorsteher verlegt. So hat er sich an diesem einmal auf seine Weise zu rächen versucht.

Es war im Winter. Dem Deckerli, der in einem Dreifachhochhaus neben dem Schloß von Schrullenhausen den bereits grau gewordenen Junggesellen spielte und den man, das abgetrunke Gesicht und die verschlafsten Auglein abgerechnet, ganz hübsch hätte nennen können, war das Brennholz ausgegangen. Da „tüselte“ er auf Schelmensohlen in einer stockdunklen Nacht nach dem Vorsteherhaus hinüber und transportierte in aller Gemüttlichkeit, immer zwei oder drei Scheite auf einmal nehmend, einen Ster Buchenholz oder auch zwei von dessen Holzhopf in den Estrich seiner Hütte hinauf. Alsdann begann er zetermordioisch unter den Fenstern des Dorfmoguls loszulegen: „Ein Dieb! Ein Dieb! Man hat Ihnen Holz gestohlen, Herr Vorsteher! Ich kam nur einige Augenblicke zu spät, sonst hätte ich den elenden Lausbuben eingefangen. Nun hat er sich diese höllische Dunkelheit zu Nutze gemacht und ist wohl mit einem Karren, auf dem er den Segen aufgeschichtet hatte, verdüstet.“

Der Vorsteher, der sich als alter Kranzturner in einem Sitz vom Bett aus ans Fenster gestellt hatte und im Nachthemd gespenstete, schüttelte den Kopf und meinte mit einem Anflug von Schläfrigkeit zum offenen Fensterflügelchen hinaus: „Dann suche halt den Schelm, Deder, wenn du ein guter Nachtwächter bist! Wozu haben wir dich denn? Zum Faulenzen auf dem Strohsack? Um die Diebe entwischen lassen?“ Sprach's und warf das Flügelchen zu.

Zwei Tage darauf ordnete der spürnaige, listige Vorsteher die Feuerschau an. Es war zwar noch reichlich Zeit zum Nachschenken der Defen, Herde und Kamme, da der Maurer noch nicht einmal mit allen Feuerlöchern fertig geworden war. Aber der Vorsteher wußte, was er wollte. Ein Dreierkomitee, bestehend aus dem Gemeindeammann, ihm selbst, sowie aus einem neutralen Maurermeister, mache seinen obligaten Häuserbesuch. Beim Deckerli fingen sie an. Der hatte sich gerade vom Birkenbesenbinden weg zum Znünissen an den Tisch seiner Stube gesetzt, die ihm zugleich auch Werkstatt war.

„Guten Tag, Meister Dachdecker! Auch schon munter?“ Mit diesen, in hämischer Freundschaft gesprochenen Worten des Vorstechers, traten die Herren über die Stubenschwelle. Dem Deckerli blieb vor Schreck ein Bissen trockenes Maisbrot derart im Schlund seines Halses stecken, daß ihm der Vorsteher ordentlich auf den Rücken klopfen mußte, ehe er ihn mit vor Anstrengung hochrotem Kopf herauszuwirgen vermochte. Nachdem sich das Deckerli wieder etwas erholt und einen Schoppen seines linden Hansmüllersaftes hinuntergestellt hatte, fragte er, unsicher von einem zum andern der Herren blinzelnd mit seinen blutdurchhossenen Fiszlänglein: „Was verschafft mir die Ehre? Womit kann ich dienen?“

„Feuerschau, Herr Deder“, brummelte der Maurermeister und stampfte allen voraus nach der Küche, eigentlich ein Kücheli, in dem man sich kaum umzudrehen vermochte. Er schnupperte in den noch ungestrichenen Ofen hinein, hanterte an den „Zügen“ herum und rollte seine Bollaugen wie ein Cerberus vor dem Herdloch. Es ist fatal, Deder, aber wir müssen wohl oder übel einmal Ihren Ofen abschätzen. Die Feuerplatte ist kapores. Alles ist kaput und eines schönen Tages fällt der ganze Lehmbau auf einen

Tätsch zusammen.“ Das Dederli jammerte: „Ihr habt gut sagen, Ihr Herren Feuerschauer, aber wer bezahlt mir den neuen Ofen, hä? Soll ich diese Heidenkosten aus dem Gehältnis, das mir die Gemeinde aussädet, bestreiten oder mit dem Besenbinden errakern? Ihr alle wißt, daß ich bei all meinem Schinden kein Geld für einen neuen Ofen zurücklegen kann. Der tut's gewiß wieder ein Jährchen.“

So und ähnlich hatte sich das Dederli schon seit Jahren gehäuft. Man hatte darauf hin immer ein Auge zugeschränkt. Auch dieses Jahr schien der Vorsteher allen voran gewillt, die Sache auf sich beruhen zu lassen und mit dem leidigen Abschäben noch zuzuwarten. „Feuergefahr für die Nachbarhäuser ist ja so gut wie keine vorhanden. Da käme ja eigentlich nur das Schloß in Betracht, aber auch dieses steht zu weit weg, als daß seinen soliden Mauern viel passieren könnte und überdies, singe das Dederhäuschen Feuer, würde es handlehrum bis auf den Grund eingäschert sein. Die paar Bretter, aus denen es zusammengenagelt wurde, reichten ja kaum aus, um einen Backofen richtig einzuhüetzen.“

Letzterer Satz war ein Hieb, der saß. Das Dederlein zuckte in seinem gedemütigten Stolz merkwürdig zusammen, aber es beherrschte sich wohlweislich und schwieg.

„Wir wollen wenigstens noch das Kamin weiter oben im Hause nachsehen“, sagte der Vorsteher so ganz beiläufig und harmlos und fing an, die Treppe, die zum Estrich emporführte, zu besteigen.

„Bleiben Sie nur ruhig hier unten, Herr Vorsteher. Erstens ist die Treppe so morsch und brüchig, daß sie jeden Augenblick einfallen kann, besonders wenn man ihr Körpergewicht auf sie stellt und dann habe ich oben eine schreckliche Unordnung. Ich muß mich fast schämen, dies zu bekennen. Aber, wenn man halt keine Frau hat, so bettet man halt nicht alle Tage und nimmt es mit dem Aufräumen und Haushalten nicht so genau. Mit dem Kamin ist übrigens alles in bester Ordnung.“

Des Dederlis belegte Schnapsstimme zitterte ordentlich, als er das sagte. Seine Säze schlügen Purzelbaum. Er hätte am liebsten den Vorsteher von der Treppe gerissen, aber das ging wohl nicht an und jetzt war der Luchs auch schon oben.

„Ei ja! Ei ja! Seid Ihr Holzhändler geworden, Deder?“ fragt es wie eine Stimme des jüngsten Gerichts über die Köpfe der beiden andern Ansteigenden hinweg. Das Dederli hätte am liebsten Fliege gespielt und sich in einen Spalt verkrochen. „Was, waaaas meinen Sie, Herr Vorsteher?“ rief er mit sparriger Stimme. Es war schon mehr ein Dohlengekrächz: „Ob ich Holzhändler geworden sei? Sie meinen von wegen der paar lumpigen Buchenhäcker auf dem Estrich? Sie spassen wohl? Die habe ich noch als Eigenbedarf vom letzten Winter her. Ich glaube, daß ich das Holz damals im Burkartshözli ersteigert habe.“

Es kam eine gewisse Sicherheit in die Stimme des erapperten Dederli. Er hätte jetzt irgend einen glaubwürdigen Zug ersinnen können, um sich aus der Schlinge zu ziehen. Aber es war durchaus nicht nötig. Es hätte doch nichts gefruchtet, denn als das Dederli mit schlitterigen Beinen selber oben angelangt war, lachte ihm der Vorsteher verschmitzt und schadenfroh ins Gesicht: „Gelt, du Gimpel, dich haben wir gefangen. Wie eine Maus gingst du in die Falle. Ha, vom Burkartshözli hast du die Scheiter. Ha! Ha! Ha!“ Der Vorsteher lachte überlaut, und da es so ein glücksendes Lachen war, stieckte es die andern zwei Feuerschauer derart an, daß sie sich vor Lachen am Kamin festhalten mußten, neben dem das gestohlene Gut sorglich aufgestappelt war. Dem Dederli aber fiel das Herz vollends in die Hosen. Er hockte auf seinem schmutzigen Bett, eine Jammergestalt sondergleichen, während ihm der Quälgeist eines Vorstechers einige von ihm selbst rotmarkierte Scheiter unter die Nase hielt.

„Diese Markierungen hättest du wegsägen sollen, du erbärmlicher Tropf; es hätte dir übrigens auch so nicht

viel geholfen. Ich dachte eineweg, daß das Holz nicht weit weg zu finden sei. Weißt, wir kennen uns, Deder. Du hast Dich an mir rächen wollen. Das ist ganz einfach. Nun hast du den Bock zum Gärtner gemacht.“

Am Nachmittag dieses verhängnisvollen Feuerschauertages hat man das Dederli im schäbigen Sonntagsgwändli mit dem Vorsteher zur Eisenbahnstation gehen sehen. Man munkelte von Statthalter und Gefängnis. Wahr ist, daß das Dederli erst nach drei Wochen aus einem wahrscheinlich sehr unfreiwilligen Urlaub wieder in Schrullenhausen eintraf. Er tat, als beachte er keine Unzüglichkeiten und Ansprechungen. Einer meinte boshaft, man brauche jetzt dann einen neuen Nachtwächter, nur um den alten Wächter zu überwachen. Das Dederli duckte sich wie unter einem Rutenhieb und blieb stumm. Man beließ ihn übrigens im Amt, weil man ihm keine weiteren Schelmereien und Schildbürgerstreiche nachweisen konnte und weil er sonst nur armengenössig geworden wäre.

Als das Dederli am heiligen Osterntag nach diesem leidigen Vorkommen mit dem Helm und dem Spieß durchs Dorf schritt, schien es mir, als beinle er lange nicht mehr so gravitätisch und stolz davon wie früher. Ich hatte ihn allerdings auch lange nicht mehr gesehen, denn ich war gerade sechs Wochen an der Gliedersucht stark im Bett gelegen. „Der Junge wächst viel zu stark“, meinte der Arzt.

An diesem Osterntag nun, hatte ich zum ersten Mal das Bett verlassen dürfen. Das Bett, in dem meine Augen nicht imstande waren, die wachsende Pracht des Venzes zu umfangen, denn das Bett stand vom Kammerfenster abgerückt, wie so viele Dinge im Menschenleben dem Lichte abgekehrt sind.

Der Vater hatte mich am Morgen aufs Kanapee in die Stube hinausgetragen, obwohl ich zur Not den Weg selber hätte machen können. Dann war er mit der Eisenbahn für zwei Tage ins Bernbiet zu Verwandten gefahren.

So waren Mutter und ich über die Feiertage allein. „Machen wir doch dem Dederli eine Osterfreude“, sagte ich zu ihr. „Lade ihn zum Mittagessen ein. Du weißt ja, daß ich ihn gern leiden mag.“ Sie zögerte. Ich sah, daß ihr mein Vorschlag nicht recht zusagte, aber schließlich möchte sie dem kranken Buben die Bitte nicht abschlagen. So rief sie dem Dederli in die Stube hinein.

„Ihr sollt heute mit uns zu Mittag essen, Deder. Ihr seid ja sowieso allein und es ist nicht gut, an einem Festtag allzuviel mit sich selber beschäftigt zu sein.“

Das Dederli sperrte Mund und Ohren auf. Als er begriffen hatte, legte er Helm und Spieß im Nebenzimmer ab, kam zu mir hinüber und gab mir die Hand. „So, so, bist du auch wieder besser zuweg. Das freut mich.“ Er sah übers Kanapee hinweg zum Fenster hinaus. „Gelt, das ist eine schöne Welt“, sagte er. Ich nickte. Ja, da draußen war eine Herrlichkeit sondergleichen. Der Rasenplatz über der Straße vor unserem Haus, der einen gewaltigen Budel macht wie eine Rahe, die einen Hund anfaucht, und der den Hügel empor läuft, bis dorthin, wo der Wald von Schrullenhausen beginnt, war grün wie der Laubfrosch im Wasserglas. Nein, er war viel grüner, er war ganz saftgrün. So grün mochte zu Zeiten das Meer sein irgendwo weit weg von der Heimat. Der Himmel aber war zwetschgenblau und sehr fern. Wo der Wald und der Horizont in seliger Vermählung sich fanden, paßte watteweisser Dunst zierlichen Frühlingsgewölts.

„Das ist eine Pracht“, meinte nun auch die Mutter, während sie den leckeren Braten auf den Tisch stellte und mit einer Schüssel zudeckte. Ich brachte kein Wort der Erwiderung aus dem Hals heraus. Der war wie verkorkt. Aber wie in manch einer zugestöpfelten Flasche lustroter Rebensaft glüht, so glühte in meinem Innern die Lust des Frühlings. Die Mutter schöpfte erst die Brotsuppe mit den goldfetten Augen in die Teller. Das Dederli schlürfte die Suppe mit geräuschvollem Behagen. Am Schöpföffel,

der, wenn ich gesund war, nie zu groß sein konnte, blieben die zerhakten Gliederchen junger Petersilie und Schnittlauch kleben, als ihn die Mutter aufs Tischbrett legte. Grün, überall grün.

Als wir noch beim Suppelöffeln waren, kloppte es an der Tür. Ueber den Stubenboden stoffelte der Schneidermeisterjodel vom Unterdorf mit einem Strauß Seidelbast in den Händen. „Für den Rheumatismusbuben“, lachte der Jodel. Die Mutter holte eine Vase aus dem Spind, die, wer weiß, seit ihrem Hochzeitstag unangetastet, es sei denn beim Reinigen, neben andern hübschen Sachen und Säckelchen auf dem Schrankgestell gestanden und füllte sie halbwegs mit Wasser vom Küchenhahnen. Der gute Jodel, der sich sichtlich sehr verwunderte über das beim Ostermahl Zugegensein des Dederli, stellte die ganze Pracht des Seidelastes hinein. Wahrlich, der Osterntag vergaß den kranken Jungen nicht. Da brachte er mir sogar Grüße aus dem Wald, der da auf der Höhe rauschte und in dem die Sonnenfunken auf den Tannadeln knisterten und ihr grüngoldfunkelndes Leben verspritzten. Jodel verabschiedete sich bald. Er war ein wenig schüchtern und es war ihm nicht gegeben, eine Mütze lange verlegen in den Händen zu drehen.

Die Mutter schöpfte den Braten heraus. „Der Doktor meint, du solltest kein Fleisch essen; aber ich glaube, daß so ein Happen Zickleinfleisch nichts schaden kann. Sie langte den saftigsten Stozen aus der Schüssel heraus und legte ihn mit der braunen, nach Lorbeerblättern und Nelken duftenden Brühe auf meinen Teller. Das bescheidene Dederli aber nahm ein altes, mit vielen Klingen gespitztes Militärmesser aus der Tasche und manipulierte an dem Zickleinkopf herum. Der lag bald so sauber abgenagt vor ihm, als hätte man ihn aus einem Ameisenhaufen herausgesägt.

„Ich werde einmal auf meine Ziegenwiese hinausgehen“, sagte das Dederli, als es sich schmatzend und dankend vom Tisch erhoben hatte. Ich will sehen, was mein Kirschbaum macht, ob der Blust ordentlich angesetzt hat. Ja, der Blust. Auch das arme Dederli war ein großer Freund des Blühens. Wenn er über die Felder schritt und kein blühendes Kräutlein im Munde hatte, mußte ihm etwas über die Leber gekrochen sein. Ich kannte das und sah es ihm an den Augen an, daß er von seinem Osterpaziergang mit etwas herrlich Blühendem zurückkehren würde.

So war es auch. Er kam am Osterabend noch einmal vorbei: „Ich habe meinen Kirschbaum auf der Ziegenwiese blühen gesehen. Ein Wunder, sage ich, auch wenn wir Ostern wie heuer, reichlich spät feiern. Dann hob er mich vom Kanapee empor und trug mich in die Kammer hinüber. Das Dederli lächelte. Auch er hatte den Frühling gesehen, auch er hatte Ostern erlebt. Ein Maßliebchen blühte zwischen seinen Lippen, ein Maßliebchen von der Ziegenwiese, auf der sein Kirschbaum die Blütenaugen aufgeschlagen hatte....

Das Dederli ist dann bald hernach gestorben. Wie er gestorben ist? Ganz wie es sich erwarten ließ. Er geriet nach und nach wieder ins Schnäpselfen hinein. Es war an einem Spätwinterntag, ungefähr ein Jahr nach der Buchenscheiteraffäre. Da war er beim Laternenputzen. Mehr aber noch beim selbstzufriedenen Löten beim Schnapsstielchen. Hart am Rande des Dorfbachs neben der Wirtschaft zum „Schrullenberg“ stand eine Lampe auf ihrem Pfahl. Wohl schon seit undenklichen Zeiten. Der Pfahl muß recht morsch gewesen sein. Das Dederli lehnte nach Einbruch der Nacht sein Leiterchen dagegen und da ihm noch wackliger als dem Pfahl zumute war — wie es kam, weiß man eigentlich nicht so bestimmt — so warf es ihn samt Leiter und Pfosten in den Bach. Man fand ihn einige Stunden später mit dem Gesicht nach vorn im eisigen Wasser liegen. Vom Blut, das laut Feststellungen des Arztes aus der rechten Schläfe gesickert sein mußte, war nur noch eine ganz seine Kruste sichtbar. Der Bach hatte es gleich einer gnädigen Sam-

riterin abgewaschen. Die Laterne, die er vor dem Sturz noch hatte anzünden können, soll mit zur Hälfte eingeschlagenen Scheiben am Bachrande im Gestüpp hängen geblieben sein. Da sie zufällig auf den Kopf zu stehen kam und da es eine windstille Nacht war, brannte ihre Flamme noch, als man das Dederli fand. Sie warf einen zitternden, gelben und betreuenden Schein über den ein leises Gräblend gurgelnden Dorfbach und sein Opfer. Die Flamme aber war das erbarmende Totenlichtlein des armen Dederli von Schrullenhausen.

Zwei Gedichte von Oskar Kollbrunner.

Innewerden.

Und nach Jahren kam ich heim einmal,
Stand im Frühlingsblüh'n mein Heimattal,
Jedes Häuschen staat in Blumenlust,
Epheu schmiegt sich an ihre Brust,
Reben blätterten die Hütten ein,
Bis zum Spiegel ihrer Fensterlein.

Ja, das Unkraut selbst am Aderweg
Brachte einen schmucken Gruß zuweg;
Aber erst mein liebes Vaterhaus,
Säß in einem ganzen Blumenstrauß,
Pfirsichblüten und Hollunderschnee,
Tauchten es in ihren Schimmersee.

Auf dem Türtritt blitzte weißer Sand
Und die Klinke glänzte in der Hand,
Und die Stube erst! War Feiertag heut?
Lächelte im Bauernsonntagskleid —
Und die Mutter, die im Winkel sass,
Hatt' ein weiches Schürzchen umgetan.

Aber ach, das alles trog mich nicht:
Tiefe Runen furchten ihr Gesicht;
Als sie ihre weile Hand mir gab,
Fiel das ganze Blühen von mir ab —
Tausend Tage tiefster Winternacht
Hatten diesen einen Tag gemacht.

Gedenken.

Gedenke ihrer gern, die du einmal
Vor Jahren einsam und daheim gelassen;
Vielleicht ein Mütterlein,
Vielleicht ein Lieb in enger Mondsheingassen.
Bergiß es nicht: Die Welt ist kalt und roh
Und viele sind es, die nach Liebe fragen —
Und keine Liebe haben, das ist so
Wie Baum zu sein und niemals Blust zu tragen.

Gedenke ihrer, die im Schweizerland
Auf einer Hand voll Erdengrund sich plagen,
Denn sie gedenken dein
Bei jedem guten Worte, das sie sagen.
Bergiß es nicht: Die Welt ist kalt und roh
Und viele sind es, die um Heimat werben —
Und keine Heimat haben, das ist so
Wie auf der Straße eines Bettlers Sterben.

Aus „Wolkenkratzer und Schweizerheimweh“. Verlag von Ernst Kuhn, Biel und Bern.

Die Strafe in der Erziehung des Kindes.

Alle Erziehung muß von der Voraussetzung ausgehen, daß das Kind zu irgend etwas Vollkommenem im Leben berufen ist, daß es den „Preismenschen“ in sich trägt, wie Jean Paul sagt. Diesen Preismenschen zu entwideln, ist der Sinn der Erziehung. Sie muß so weit kommen, daß das Kind selbst an dieser Ausgestaltung mithilft, daß es dem Ziele aus eigener Kraft zustrebt, das ihm von der Natur